

Roman

ICH FRIERE



a. Davor

Victor schob sich durch die Reihen der Männer und Frauen. Freitag Nachmittag. Waren und Käufer. Wie flink sie in die Regale griffen, um ihre Wochenendernährung durch Eingeschweißtes zu sichern. Wie ewiglange sie anstanden, um sich Unverpacktes auszuwählen.

Manche würden nichts und niemanden haben an diesem langen Wochenende – außer ihrem Essen: den Ochsenschwanz, die Schüssel Bio-Salat. Leben, um zu überleben. Ein Rettungsanker, eine Aufgabe – die Erfüllung: überleben, um zu leben. Das Schlimmste ist es, jemandem seinen Lebenssinn zu zerstören. Einem Pianisten die Finger abhacken, einem Leser die Bücher verbrennen, einem Kind die Eltern wegnehmen, einem Päderasten die Kinderwegnehmen, einem Liebenden ...

Das geht mich doch gar nichts an. Ich gehöre hier nicht hin. Ich gehöre – ich bin sehr gut in dem, was ich tue. Ich war sehr gut. Ich habe getan, was man mir gesagt hat, ich habe einen erstklassigen Eindruck gemacht, das war mein Ruf, schlecht bei den Kollegen, gut bei den Oberschwestern und Ärzten, mein Etikett, nach dem Inhalt hat keiner gefragt, ich war Verpackung, Verpackung ist Abfall, umweltschädlich.

Ich bin Inhalt, ich werde die Verpackung beseitigen.

Mein Gott, diese vielen verschiedenen Eindrücke von Menschen und ihren Lebens-Mitteln machen mich ganz benommen. Das beste ist: aufhören zu denken. Sich ganz auf den Körper konzentrieren – er juckt nicht, er drückt nicht, er schmerzt nicht: er ist bloß da und funktioniert.

Victor fuhr und ging gleichzeitig die Rolltreppe wieder hinunter. Er hatte nichts gekauft, er hatte nur seine Tasche. Mit der linken Hand hielt er das fließende Geländer, während er die trägen Steher überholte.

Den Körper spüren, spüren wollen. Der Körper soll den Geist ausrotten, denkt der Geist. Leidende Körper, lüsterne Körper. Leidende, lüsterne Körperlosigkeit. Der anfällige Körper, bedroht von allem, der übermächtige Geist, bedroht von allem – eine einzige Krankenstation.

Im Vorbeigehen sah er Frauen Stoff prüfen, Farbe, Material. Eine Frau, die man lieben könnte. Eine Frau, die man lieben könnte – und dann dürfte.

Eine Frau in meinem Alter ... in meiner Gehaltsklasse ... begehren? verzichten? Lust nicht haben, sondern stillen: Spaß. Einfach nur Spaß: Nicht für mich, nicht für mich.

Er wollte sich nicht verstellen, er wollte es nicht. Die Werbung ermunterte dazu, die Lebenshilfe-Bücher forderten es, die Fernseh-Beratung auch, sogar in der Kirche hatte er es gehört und in der Schule: sei Du selbst! Es klang so tausendmal geplärrt wie der Hit vom vorigen Jahr. Er hatte nie mitgesungen. Und jetzt?

„Oh, Gott, muss das sein!“, hatte ihr Mann sicher gefragt.

„Hör mal“, hatte sie daraufhin wahrscheinlich geantwortet: „Ich habe eine schwere Zeit durchgemacht. Es war meine eigene Schuld, ich habe nicht aufgepasst, ich weiß, aber es war eine sehr schwere Zeit. Er war mir eine große Hilfe in diesen vielen, langen, bleischweren Nächten. Ich möchte ihn ein bisschen von der Wärme spüren lassen, die wir hier haben.“

„Hat er dir denn so viel Wärme gegeben ...“, das mag ironisch gemeint gewesen sein, aber sie fasste es nicht so auf.

„Nein, Wärme hat er mir überhaupt nicht gegeben. Ich weiß nicht, was er mir gegeben hat, Schutzlosigkeit vielleicht. Das ist es ja gerade, warum ich ihn unsere Wärme spüren lassen möchte.“

„Na ja, wenn dir so viel daran liegt ... aber wäre es dann nicht besser, wenn wir damit warten würden, bis du wieder ganz gesund bist? Wenn wir aus der Schweiz zurück sind, kannst du das doch viel besserverkraften.“

„Nein nein, ich will das jetzt machen, gleich. Und danach wollen wir in die Schweiz fahren.“

„Du willst es hinter dir haben. Dann lass es doch.“

„Nein, das geht nicht.“

„Er hat dich beeindruckt. Wie ist er denn?“

„Niemand, mit dem du viel anfangen kannst, aber ich denke, du wirst mit ihm auskommen.“

„Ich komme mit jedem aus, das weißt du doch“, dabei wird er gewinnend gelächelt haben. Sie wird ernst geblieben sein. „Er weiß, was er nicht will. Er kennt seine Grenzen.“

„Na, das ist ja sehr beruhigend.“

Da hatte sie dann wohl aufgehört mit dem, was sie gerade getan hatte und gesagt: „Liebling, es ist keine große Sache, aber ich habe einfach das Gefühl, ich muss das tun. Ich will ihm einfach zeigen, dass ich ihm dankbar bin für das, was er für mich getan hat. Also lass uns diesen einen Abend mit ihm machen, und dann ist die Sache ausgestanden.“

„Sicher, wenn du das so empfindest. Du wirst es wissen. Ich möchte nur nicht,

dass du dir dadurch Probleme schaffst. Ich möchte nicht, dass du bei ihm irgendwelche Hoffnungen weckst, die wir nachher nicht erfüllen können.“

„Du redest, als würde ich vorschlagen, halb Bosnien zum Essen einzuladen.“

„Das wäre vielleicht weniger gefährlich.“

„Mir ist nicht zum Witzemachen zumute, und darüber schon gar nicht!“

Zu diesem Zeitpunkt hatte er sie dann vermutlich in den Arm genommen, zielsicher geküsst und gesagt: „Meine Kämpferin! Ich bin sicher, du weißt, was du tust.“

Sie wird an ihm vorbeigesehen haben, so, als hätte sie eine Vorahnung, die sie als Warnung nicht wahrnehmen und nicht wahr haben wollte: „Manchmal denke ich, wir leben hier so geschützt, so behütet – wir wissen gar nicht, wie die Welt wirklich ist.“

„Wir wissen sehr genau, wie die Welt ist, wie schrecklich sie sein kann und wie schön. Ja, ich benutzte bewusst dieses Allerweltswort ‚schön‘. Wir haben geradezu die Verpflichtung, unser Leben zu lieben und unser Glück zu genießen. Wir haben die Verpflichtung, uns und unseren Kindern dieses Glück zu erhalten.“

Vielleicht wäre es verkehrt, allzu unbekümmert zu sein, aber wir dürfen uns auch nicht durch Misstrauen schwächen. Wir sind stark. Wir haben Kraft. Du warst zu lange allein. Jetzt wird sich alles wieder ändern. Du wirst Dich wieder ändern, und Du wirst auch wieder stark werden, ich weiß es, ich kenne Dich. Nicht alles auf der Welt wird gut werden, aber Dein Leben wird wieder lebenswert sein.“

Als hätte sie seine wie immer wohlgesetzten Worte gar nicht beachtet, wird sie leise geantwortet haben: „Vielleicht ist es sogar besser, nicht zu viel zu wissen. Weil wir es sowieso nichts ändern können. Dass wir nicht alles wissen, schützt uns: vor dem schlechten Gewissen, und vor der Angst, und vor uns selbst. Stell Dir vor, wir wüssten jetzt schon, dass wir bald auf schreckliche Weise ums Leben kommen werden. Wozu wäre das gut?“

„Liebling, was ist bloß los mit dir? Wir wissen genug. Und wir tun genug. Wir spenden jedes Jahr mehr als zwanzigtausend Mark für alles Mögliche. Wir informieren uns über das, was in der Welt vorgeht, und wir reagieren darauf. Das war immer so. Komm zurück ins Leben! Wir laden diesen Jungen zu uns ein, schön, aber dann vergisst du den Unfall und das ganze Krankenhaus. Willst du das versuchen?“

„... Ja ...“

„Also nächste Woche Freitag. – Ist er wenigstens nett?“

„Nett? Er ist ganz unpolitisch, falls du das meinst.“

„Na gut. Dann werden wir den Abend schon rumkriegen.“

So wie er in das Kaufhaus hineingeschwemmt worden war, wurde Victor wieder hinausgeschwemmt: durch die automatische Drehtür, die mit aufreizender Langsamkeit immer gleich vier, fünf Leute zugleich auf die Straße entließ. Der kleine Zeiger der Uhr an der Bushaltestelle zeigte fast auf sechs. Vor den Kinos bildeten

sich Gruppen Jugendlicher: wie Krankheitsherde unter einem Mikroskop. Die Menschen mit Tüten begannen schneller zu laufen, die ohne Tüten wurden langsamer. Wegrennen oder hierbleiben – alle richteten sich ein auf das Wochenende: Badeausflüge, Erlebnisparks, Verkehrstote.

„Bitte?“, fragte die Verkäuferin.

Victor war unschlüssig vor einem Blumenstand stehen geblieben und zögerte immer noch.

Blumen waren schon das Richtige. Mit leeren Händen wollte er nicht kommen, Konfekt ging nicht, und alles andere wäre zu persönlich gewesen. Aber was für Blumen: Es musste ein Strauß sein, der nichts aussagte, aber nicht dürftig war. Üppig und belanglos.

„Bitte!“, fragte die Verkäuferin schon etwas schärfer.

„Ich überlege noch“, wehrte Victor sie ab. Sie wandte sich einem anderen Passanten zu.

Bunt mochte Victor nicht, also einfarbig. Weiß gefiel ihm, aber das war wie die Krankenhauswände, manche sagten sogar: wie Friedhof. Rot war schön, aber das sah nach Liebesgeständnis aus. Blau ist die Treue, ergibt auch keinen Sinn. Gelb, das ist sonnig und unverfänglich. Freesien? Ein bisschen banal. Rosen? Rosen sind womöglich schon zu bedeutungsschwer. Wirklich? Nicht zu langstielige, gelbe Rosen, damit konnte er nichts verkehrt machen.

„Ich möchte einen schönen Strauß gelbe Rosen“, sagte Victor.

„Für wie viel darf's denn sein?“

„Ach, das spielt keine Rolle.“ Es war ja sein allerletztes Geld.

„Na, toll!“, sie feixte, „also zehn, zwanzig, hundert?“

Ja, wie viele. Mickerig durfte der Strauß nicht aussehen, großwahnstinnig erst recht nicht.

„Zehn Stück.“

Victor hängt sich die große Tasche über die rechte Schulter und hielt den Strauß gesenkt in der Hand. Er ging noch einmal die Straße auf und ab wie ein Frischverliebter, der zu früh zum Rendez-vous erschienen ist: Ungeduld und Vorfreude. Furcht? Die vielen und er. Furcht vor ihnen oder vor sich.

„Christus war einer unter Millionen. Einer unter Millionen, die hingerichtet wurden, schuldig oder unschuldig“, sagte Victor und sah auf den Strauß mit ausgeblasenen Eiern, lauter leere Köpfe: Ostern.

„Das klingt, als wäre das nichts Besonderes“, antwortete sie, „nur einer unter Millionen ...“ Sie strich die faltenlose Bettdecke glatt.

„Im Gegenteil“, Victor führte die Fingerspitzen beider Hände zusammen, „einer unter Millionen! Das klingt doch wie ein amerikanischer Spielfilm aus den Vierziger Jahren, James Stewart in

der Hauptrolle.“

„Und ich dachte, Sie lesen nur.“

„Früher waren wir viel im Kino. Und nachts, wenn wir in unserem Dienstzimmer sitzen, werden häufig alte Filme gezeigt.“

„Wenn nachmittags einer unter Millionen kurzfristig in der Talk Show berühmt wird, sind Sie nicht dabei.“

„Nein“, sagte Victor, „da teile ich Kuchen, Pillen und Zuversicht aus.“
Sie schwieg. War das nicht komisch genug gewesen?

„Sie und ich – wir sind zwei unter Millionen“, Victor war erschrocken über seine Worte.

„Aber das bedeutet niemandem etwas“, sagte sie sehr schnell.

„Auch uns selbst nicht?“ Victor merkte bestürzt, dass er sich jetzt freien Lauf lassen würde.

„Darauf kommt es nicht an.“ Sie schien kein bisschen ärgerlich, nur verträumt.
„Nur darauf kommt es an.“

„Ja, vielleicht. Aber es zählt trotzdem nicht.“ Sie gab einen unbestimmbaren Laut von sich, ein bitteres, abgebrochenes Lachen, das wie ein Splitter in ihrem Hals stecken geblieben war. „Ich glaube, ich wäre gern in die Geschichte eingegangen. Lächerlich, ich weiß. Womit? Mit U-Bahn-Fahrten in fremden Städten oder mit Förderungsprogrammen für Begabte. Mit Freizeit-Beschäftigungen für verwöhnte Hausfrauen.“

„Ich würde gerne etwas tun, damit Sie in die Geschichte eingehen.“

„Dann müssten Sie mich malen. La Gioconda.“

„Sie lächeln zu wenig. Ich müsste mir etwas anderes einfallen lassen.“

„Und was fällt Ihnen ein?“

Victor sah sie so unergründlich an, wie es der Mona Lisa nachgesagt wird: „Ich mache Sie unsterblich. Wie – das bestimme ich.“

„Victor, Sie werden mir unheimlich.“

„Das tut mir leid. Das war nicht meine Absicht. Wir reden doch nur so. Wir ... reden ... doch ... nur ...“

„Wir reden und wir träumen. Es ist wunderbar, dass wir so sprechen können, ohne bei jedem Wort Angst haben zu müssen, was es bedeuten könnte ...“

Victor war für den Augenblick beruhigt, auch wenn er für die Zukunft nicht auf-

hören konnte, bei jedem Wort Angst zu haben, was es bedeutete. Du und ich. Wir gehen einfach am Fluss entlang. Einfach! Wir lassen unsere Verzweiflung an der vorigen Brücke zurück und schleppen sie erst weiter ab der nächsten. Die Verzweiflung kann ja wohl fliegen, so eine kurze Strecke, die flattert sie wie ein graziöses schwarzes Huhn.

Die Isar, die Spree, die Seine, die Etsch. L' Adige. Die Elbe in Hamburg ist zu breit für eine Brücke und für das schwarze Huhn. Alles ist viel zu breit. Sie können zusammen nicht kommen; Königskinder, Bürgerkinder, Bettelkinder; Kinder Gottes und Kinder des Teufels, den es nicht gibt. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann streiten sie noch heute, um richtige Jungen, falsche Mädchen, um alles Unwesentliche, um das es ständig geht. Man muss es vernichten, damit es die Chance bekommt, anders zu werden.

So wurde das immer begründet. ‚Ein Exempel statuieren‘, welch unmenschliche Sprache! Ob es stimmte?

Der neue Mensch: wie ich. Gewiss, Computer statt Bücher; na schön, wenn es nur das wäre – eine Lappalie der Evolution, nicht erwähnenswert. ‚Der Weg ist das Ziel‘, habe ich vor vielen Jahren als Ziel erfunden, und alle haben es mir nachgeplappert, weil andere mehr Möglichkeiten hatten, das, was sie sagten, zu verbreiten. Ich habe gedacht und geschwiegen. Geschwiegen und gedacht, und irgendwann habe ich begonnen zu hassen, wenn mein Gedachtes aus ihren Mündern kam. Der Weg mag das Ziel sein, aber es ist schlimmer: Der Wunsch ist die Erfüllung. Woher ich das weiß? Das lernt man nicht nur aus TV-Serien, sondern auch aus lesenswerten Büchern, verstehen Sie? Die hinreißende Frau oder der mächtige Mann ihm gegenüber würde bloß gespannt nicken. Selbst wenn der Wunsch die Erfüllung ist – das Ganze hat keinen Sinn, wenn man nicht irgendwann zusticht und so die Theorie in die Praxis umsetzt. ‚wie Raskolnikoff‘ würde der mächtige Mann als Schlag-Wort sagen, die hinreißende Frau vielleicht auch, und Victor würde antworten: nein, wie die Zecke.

Verstehen Sie – die Reporter müssten mitschreiben – es hat mir nie etwas ausgemacht, unbeachtet zu bleiben, aber das war nicht Gleichgültigkeit, sondern Programm. Nun ist etwas passiert; und jetzt will ich Achtung. Und weil das unmöglich ist, nehme ich deren erbärmliche Schwester: die Beachtung. Um jeden Preis? Es gibt nur ein Leben. Um jeden Preis! Unsterblichkeit verschafft allenfalls der Tod. Zur Not der eigene. Kindheitsträume: Ich bringe mich um – dann werden sie endlich weinen und bereuen.

Victor, wirst du denn nie erwachsen. Ach, Mutter, ich bin zu katholisch für den Protestantismus und zu evangelisch für die Alleinseligmachende, zu tot für das Leben und im Gegensatz zu dir noch zu lebendig für den Tod.

Wenn man an gar nichts glaubt und gar nichts mehr will, dann bringt man sich um, oder man inszeniert etwas. Jeder inszeniert etwas. Victor, mitten in der Stadt, befand sich ausnahmsweise in der Mehrheit: man inszeniert sich selbst.

Inzwischen gab es mehr Sitzende als Laufende. Sie saßen auf Treppenstufen, Caféhausstühlen, Schaufensterrändern, Mauervorsprüngen. Sie tranken, beobachteten, redeten, aber das Sitzen schien ihre Hauptbeschäftigung zu sein. Ihre Arme waren noch blass, aber schon nackt. Ihre Gesichter waren noch aufmerksam, aber schon entspannt. Der Sommer hatte begonnen, und alle wussten es. Alle, die nicht in verdunkelten Räumen lagen und darauf warteten, was ihr Körper mit ihnen

machen würde.

Warum kann ich nicht einer von denen werden, die hier sitzen? Einfach zwischen ihnen sitzen und schauen: dabeisitzen und zuschauen. Oder eingreifen. Wie denn? Dazu müsste ich wenigstens unterscheiden können, was bei ihnen Pose ist und was echt; was sie heiß macht und was sie kalt lässt. Inzwischen kann ich das nicht mal bei mir selbst unterscheiden.

„Es tut mir leid, ich kann heute Abend leider doch nicht zu Ihnen kommen, weil ...“ ja, weil ich Zuschauer bleiben möchte. Ich möchte nach Hause gehen und weitermachen wie bisher, nur mit einer veränderten Einstellung: zum Leben, zu Ihnen, zu mir. Victor genoss die Mauer, die sich in ihm aufbaute und die diese harmlose Zukunftsvision in ein unerreichbares Jenseits wegdrückte.

Vielleicht würde trotzdem alles ganz anders kommen, ganz anders. Alle würden ihn mögen, und zum Abschied bekäme er eine neue Einladung mit auf den Weg: wie ein frisches Taschentuch, das die Mutter dem wegrennenden Jungen schnell noch in die Hand drückt. Wie einen verstohlenen Zettel, den die Frau des Hauses dem schon verabschiedeten Gast rasch noch zusteckt: Morgen Nachmittag im Café Kaiser.

Oder bei dir? Meine Kinder sind bei der Großmutter in guten Händen, mein Mann ist bei der Tochtergesellschaft in Kaltenkirchen. Kaiser sein. Geliebt sein. Glückliche sein – Nichts davon. Fatal würde es werden, für alle. Es wird alles kommen, wie es kommen muss. Nein, ich glaube nicht an Bestimmung, es sei denn, man bestimmt selbst.

Victor stieg in den Bus und verließ das Stadtzentrum in der entgegengesetzten Richtung, aus der er es am Morgen angesteuert hatte. Es gab keine freien Plätze. Victor musste im Gang stehen und dabei auf den Strauß achtgeben und auf seine Tasche. Aber bevor er den Bus wieder verlassen würde, würden genügend Sitzplätze da sein. Für alle, die noch weiterfahren.

„Gehst du auch zu diesem Vortrag morgen Abend?“, hatte ein Kollege ihn gestern gefragt.

„Zu welchem Vortrag?“

„Na, dem über Möglichkeiten in der Entwicklungshilfe.“

„Nein“, hatte Victor geantwortet.

„Ist aber interessant. Wenn man nochmal was anderes machen will, ist das die Chance. Ingenieure und Krankenpfleger – das sind die Leute, die sie suchen. Afrika oder Asien oder Südamerika. Das wär doch super!“

„Ich kann nicht. Ich bin eingeladen morgen Abend.“

„Du?! Ääh – ich meine: wo denn?“

„Ach, nur so. Ich bin zu Besuch“, sagte Victor. Das war ausweichend, aber es war wahr.

„So, ,zu Besuch““, wiederholte sein Kollege und grinste.

Victor ging vorwärts. Der andere ging rückwärts, zwischen ihnen rollte das Bett. Der andere lüpfte das weiße Laken ein wenig wie einen Rock, der knapp das Knie bedeckt, das wächserne Gesicht eines Toten wurde für eine Sekunde sichtbar, und mit derselben Koketterie in seiner Stimme wie in seiner Bewegung sagte der andere: „Nur zu Besuch – sind wir das nicht alle?“

Victor sah jenseits des Busfensters die Stadt zusammenschrumpfen zu einzelnen Wohnblöcken. Vielleicht stottert der Junge, und das Mädchen hat eine Hasenscharte.

Ihr Braten ist angebrannt oder ihr Mann ist durchgebrannt. Wenn es genügend Unvollkommenheit gäbe, wären wir alle erlöst. Die Häuser wurden niedriger, die Gehwege breiter, die Gärten größer. Victor saß am Ausgang und starrte zwischen seinem Spiegelbild hindurch in vorüberziehende Hecken. Die Familien, die hier wohnten, brauchten keine Rücksicht auf ihre Nachbarn zu nehmen. Sie konnten ganz ungezwungen Lärm machen, wenn sie in ihren Häusern waren: beim Feiern, beim Streiten. Niemand würde sie stören, niemand würde sie hören. Niemand würde ihnen zu Hilfe kommen.

Der Bus hielt. Eine Frau und ein Mann stiegen aus, aber sie gehörten nicht zueinander und gingen in verschiedenen Richtungen davon. Wenn man im Auto sitzt, hat man die Bäuche der Menschen neben sich, im Bus sieht man auf ihre Köpfe. Jeder wird seine Chance bekommen: sie, ich, alle.

b. Dabei

Ihre Köpfe waren vornüber gekippt. Niemand beachtete ihn. Offenbar war wieder ein schärferer Reiz von Nöten. Der Mörder spulte das Band zurück, steckte die Kopfhörerbuchse in den Walkman und stülpte der Mutter die Kopfhörer über. Die Haare hingen ihr bis zur Nase, so dass der Mörder zunächst keine Reaktion von ihrem Gesicht ablesen konnte. Er hatte den Ton so laut gestellt, dass die Schreie des Sohnes aus den Kopfhörern heraus durch das Zimmer drangen.

„Ist das nicht wunderbar?“, fragte der Mörder, „das ist nun ein für allemal festgehalten und lässt sich endlos oft wiederholen. Anschließend kommen Ihre eigenen Schreie und die Ihrer Tochter.“

Die Mutter fing an, am ganzen Körper zu beben. Sie versuchte, sich mit den Schultern die Kopfhörer abzustreifen.

„Aufhören“, keuchte der Vater, „aufhören.“

Der Mörder ging aus dem Raum, die Treppe nach oben in das Zimmer der Großmutter. Dort fand er auf dem Sekretär, wonach er gesucht hatte: eine kleine Tischlampe mit elektrischer Kerze: einer ovalen, spitz zulaufenden Glühbirne. Er schraubte den geblühten Schirm ab und legte ihn auf die Schreibplatte. Dann ging er mit der Lampe in der Hand wieder zurück. Die Kopfhörer baumelten der Mutter um den Hals, dadurch waren die Schreie jetzt im ganzen Zimmer noch

lauter zu hören.

Der Mörder hockte sich vor sie, nahm ihr die Kopfhörer ab und öffnete langsam ihre Bluse. Sie ließ es regungslos geschehen. Die Ärmel waren blutbefleckt von den beiden Messerstichen, die linke Kragenhälfte war vom Blut aus der Wunde in ihrem Gesicht durchtränkt.

„Was noch?“, keuchte der Vater, „was noch!“

Der Mörder stellte den Walkman aus. Dann löste zum ersten Mal in seinem Leben einen Büstenhalter und betrachtete andächtig ihre Brüste. Mit der Spitze seines rechten Mittelfingers berührte er scheu und zärtlich erst die eine, dann die andere. Dann zerquetschte er ihr beide Brustwarzen mit der Kneifzange.

Als ihre Schmerzenslaute und das Toben des Vaters nachgelassen hatten, stand der Mörder auf und wandte sich der Tochter zu. Nachdem er eine Weile die wimmernde Gestalt beobachtet hatte, knöpfte er auch ihre Bluse auf, sie schien es gar nicht zu bemerken. Die Tochter trug keinen Büstenhalter, ihre Brüste waren klein, aber schon ausgeformt.

Der Mörder drehte sich wieder um nach den Eltern. „Was ist schön?“, fragte er. „Da gelten innen ganz andere Gesetze als außen. Jemand kann eine perfekte Figur haben, aber hässliche Lungenflügel, und jemand, der ein hässliches Gesicht hat“, er hob den Kopf der Tochter am Kinn, „kann ein wunderschönes Herz haben.“

Der Mörder setzte das Seziermesser unmittelbar unter dem linken Rippenbogen an und tat einen tiefen, langen Schnitt. Mit flachen Fingern griff er in das blutende Fleisch und berührte ihr Herz. Er schloss die Augen. Wie es pochte! Das hatte er sich immer gewünscht, wenn er im Operationssaal bei Eingriffen seinen niederen Dienst verrichtet hatte.

Der Mörder nahm die Hand schweren Herzens wieder aus dem Körper und machte einen weiteren Schnitt aufwärts bis zum Hals und dort wieder einen bis zur Schulter. Jetzt konnte er ihre linke Brust öffnen wie zuvor ihre Bluse. Es kostete ihn einige Anstrengung, das Herz herauszuschneiden. Die Adern waren nicht leicht zu durchtrennen zwischen den Rippen, und der Mörder hatte keine Übung, aber schließlich hatte er das Herz doch freigelegt und konnte es unter dem Rippenbogen hervorziehen. Er hielt es auf der flachen Hand in halber Höhe. Blut rann ihm in den Ärmel.

Der Mörder wandte sich den Eltern zu.

„Sie war hier bei uns auf der Welt“, sagte er leise. „Zu Besuch. Und jetzt? Ich halte ihr Herz in der Hand. Sehen Sie? Meine Hand ist kalt, aber ihr Herz ist warm.“

Er sah sich nach dem Leichnam um, der geöffnet war wie der Vogelkäfig. „Jetzt ist sie frei“, sagte der Mörder: träumerisch und nicht ohne Neid. „Stellen Sie sich vor, wie das alles hier verwesen wird.“

Der Mörder sah wieder zu den Eltern. „Sie haben sie geliebt. Was haben Sie geliebt? Ihr Herz? Ihr Wesen? Das Sichtbare oder das Unsichtbare?“
Schmiere, dachte der Mörder. Er schloss die Augen, alle hatten die Augen ge-

schlossen, nur der Sohn glotzte tot auf seine Eltern. Macht nichts, dachte der Mörder, merkt ja keiner.

„Immer Liebe und Tod, Tod und Liebe. Ich kann gut verstehen, dass sich Menschen da raus halten wollen, dass sie sich ganz zurückziehen in eine Welt aus Daten und Disketten, weil sie dieses ewige Liebe-und-Tod nicht mehr aushalten können.“ Der Mörder fuhr mit der Zungenspitze andächtig an dem Herzen entlang. „Etwas salzig“, sagte er, „aber fast geschmacklos. Geschmacklos ...“

Einen Augenblick lang stand der Mörder reglos, dann riss er dem Sohn das Leukoplast vom Mund. Erbrochenes und Seifenschaum ergossen sich aus seinem Gesicht. Der Mörder presste ihm das Herz zwischen die Zähne. „Nachtisch mit Fleisch“, sagte er bedächtig, „und sogar mit Herz.“

C. danach

Neunzehnhundertsechundsiebzig. Die Olympischen Winterfestspiele finden in Innsbruck statt, die Sommerspiele in Montreal. In Portugal übernehmen die Sozialisten unter Soares die Macht, in den USA wird Carter zum Präsidenten gewählt. Mao stirbt in China. Der Papst bekräftigt in Rom die strenge katholische Sexual-Ethik. Im norditalienischen Seveso wird der Dioxin-Skandal aufgedeckt. Wolf Biermann wird aus der DDR ausgebürgert. Ulrike Meinhof wird in ihrer Zelle tot aufgefunden. Auf der Photokina in Köln werden die ersten Polaroid-Kameras vorgestellt. In Bayreuth inszeniert Chéreau den „Ring“, „Angst vorm Fliegen“ ist das erfolgreichste Buch, „Einer flog über das Kuckucksnest“ ist der erfolgreichste Film.

Victor ist zehn Jahre alt. Ein extrem heißer, trockener Sommer, laut Statistik. Der zweite Sonnabend im Juli. Neun Uhr morgens. Wolkenbrüche über dem Tegernsee.

„Möchtest du noch ein Brötchen, Victor?“

„Nein, danke.“

„Was meinst du, wann du wieder etwas Richtiges zu essen bekommst?“ Seine Schwester war eine Spielverderberin.

Oder eine schlechte Verliererin, wahrscheinlich war sie deshalb auch die beste im Handball.

„Nein, danke. Kommt Pappi bei dem Wetter trotzdem?“

„Sicher. Er war die Nacht über in München. Das ist über die Autobahn höchstens eine Stunde, auch bei Regen.“

„Darf ich noch ein Brötchen haben?“, fragte seine Schwester.

„Natürlich, Schatz, ich hab dir schon eins aufgeschnitten.“

Victor sah durch die weiße Tüllgardine des Frühstücksraumes, durch die zuge-tropfte Glasscheibe, durch die nassroten Geranien im Blumenkasten und durch das weite Dickicht aus Grau hindurch Italien. Italien war wunderschön, aber es bestand eigentlich nur aus seinem Vater.

„Da ist er!“, schrie Victor und sprang auf.

„Also, Victor!“, rief seine Schwester. Seine Mutter sagte nichts.

Victor rannte seinem Vater vor den Bauch.

„Ich bin fertig! Es ist schon alles gepackt!“

Sein Vater lachte, er nahm Victors Kopf in beide Hände und hielt ihn einen Augenblick lang andächtig fest, wie eine Glaskugel, aus der die Zukunft leuchtet. Der Regen schien ihnen beiden nichts auszumachen. Trotzdem sagte sein Vater viel zu schnell: „So, aberjetzt lass uns erst mal rein gehen, ich muss doch den anderen Guten Tag sagen.“

Den anderen! Was für ein herrliches Wort.

Sie beide – und die anderen.

Seine Schwester stand auf und küsste ihren Vater etwas verhalten, aber sie konnte sich nicht beklagen, sie war ja voriges Jahr schon mit ihm nach Afrika geflogen. Seine Mutter blieb sitzen, so dass der Vater sich zu ihr herunterbeugen musste, damit eine Art zielloser Berührung ihrer Gesichter stattfinden konnte.

„Victor ist schon ganz aufgereggt“, sagte sie, „er ist so zappelig. Pass gut auf ihn auf.“

„Du hast ihn ja gut erzogen“, sagte sein Vater und zwinkerte Victor zu.

Sie sah Victor an, und in ihrem Blick lag alle Liebe, die sie hatte: „Ich gebe mir große Mühe.“

Sie strich Victor mit zwei Fingern über das Kinn und sagte: „Und du pass gut auf deinen Vater auf!“ Dann wandte sie sich an Victors Schwester: „Komm, wir wollen mitgehen und ihnen nachwinken.“

Bei der Scheidung seiner Eltern war Victor noch zu klein gewesen, um den Bruch als das zu begreifen, was er war. Victor wusste noch nichts von Abschieden, also auch nicht, wie schwer es ist, zurückzubleiben. Bald würde er es wissen, und wenn es ihm danach das nächste Mal passieren würde, neunzehn Jahre später, im Krankenhaus, an ihrem letzten Tag, dann würde die Katastrophe noch verheerender werden als die erste. Der Tod seines Vaters, der dazwischen lag, war nur Vollzug eines schon lange gefällten Urteils gewesen.

„Victors Koffer steht in der Diele“, sagte seine Mutter. Worte können helfen, egal, worauf sie hinweisen.

Die Pensionswirtin kam und sagte: „Na, Victor, jetzt geht es nach Italien. Da ist immer schönes Wetter, nicht so wie hier.“

„Das ist mein ääh Mann“, stellte seine Mutter vor.

Die Wirtin verschränkte ihre Hände, als müsse sie sich selbst begrüßen und sagte: „Sehr angenehm. Freut mich. Sie haben eine so prachtvolle Familie.“

„Ja“, sagte sein Vater, „und meine Frau ist treu, nicht?“

„Das denk ich doch ...“, die Wirtin sah etwas unsicher auf Victors Mutter, die keine Miene verzog.

„Na ja“, sein Vater lächelte durchtrieben, „sie ist doch jetzt schon das vierte oder fünfte Mal bei Ihnen.“

„Ach so, ja“, die Wirtin strahlte. Sie warf einen kurzen Blick auf die anderen sechs Tische mit Kauenden und Schluckenden, die alle so artig den Kopf gesenkt hielten, als wollten sie den Anschein vermeiden, vom Teller des Nachbarn abzugucken oder überhaupt an etwas teilzunehmen, was sie nichts anging.

„Ihre Familie gehört zu meinen liebsten Gästen.“

Victors Vater hatte ein wunderschönes Auto: es war genauso nass und so rot wie die Geranien, und es hatte ein schwarzes Verdeck, das man bei gutem Wetter wegklappen konnte. Wenn sie damit sonntags bei Sonnenschein durch die Straßen fuhren – das war viel schöner als Achterbahn, und es dauerte auch viel länger.

Jetzt war das Verdeck natürlich geschlossen. Sie fuhren die Landstraße über Kreuth zum Achensee. Rechts und links ragten finstere Tannen, und die Scheibenwischer kämpften in verbissener Gleichförmigkeit gegen die Undurchsichtigkeit der Frontscheibe an.

„Nun kommen wir gleich an die Grenze“, erklärte Victors Vater. „Verstehst du, was das bedeutet?“

„Ja“, sagte Victor, „da ist es zu Ende.“

„Richtig“, sagte sein Vater, „Deutschland ist da zu Ende, aber wir fahren weiter. Hinter der Grenze gibt es anderes Geld und eine andere Sprache. Also, hinter dieser Grenze nicht, weil da Österreich liegt, und die Österreicher sprechen auch deutsch, so ziemlich jedenfalls.“

Victor fand nicht, dass sein Vater gut erklären konnte, aber das machte ja nichts.

„Siehst du, das ist die Grenze. Man erkennt sie immer an der rotweißen Schranke.“

„Wie ein Bahnübergang“, sagte Victor.

„Ja, aber hier gibt es keine Bahn.“

Sie wurden durchgewunken.

„Manchmal muss man hier anhalten und seinen Pass zeigen.“

„Aber heute nicht“, sagte Victor.

„Nein, heute nicht. – Wir fahren jetzt am Achensee entlang, das ist eine sehr schöne Strecke bei gutem Wetter.“

„Aber heute nicht“, sagte Victor.

„Ach, das macht nichts, wir fahren ja weiter, und oben auf dem Brenner, das ist der Berg, über den wir müssen, da gibt es einen langen Tunnel. Auf der anderen Seite von diesem Tunnel liegt Italien, und da ist immer schönes Wetter, also jedenfalls im Sommer, meistens.“

Sie fuhren die Inntal-Autobahn entlang.

„Das ist Innsbruck“, sagte sein Vater.

Victor nahm nichts wahr außer einem weißen Schild mit blauer Umrandung, dessen Buchstaben er bei der Geschwindigkeit nicht lesen konnte.

„Wo?“, fragte er.

„Du kannst es von hier aus nicht sehen“, erklärte sein Vater, „es liegt da rechts. – Stört dich der Rauch?“

„Nein.“

Dann fuhren sie steil aufwärts über Brücken und durch Tunnel.

„Das ist der Brenner. Die älteste Straße über die Alpen, die es gibt. Über diesen Pass ist schon Hannibal mit seinen Elefanten von Afrika nach Italien eingefallen, also, zuerst musste er über Spanien.“

„Wo sind die Elefanten?“

„Nein, das ist schon über zweitausend Jahre her. Inzwischen ist die ganze Strecke neu asphaltiert.“

Victor glaubte seinem Vater alles, er war nur nicht ganz sicher, ob sein Vater selbst alles ganz richtig verstanden hatte. „So, und jetzt kommt die Grenze nach Italien.“

„Und da sprechen die Leute anders“, sagte Victor gelehrig.

„Ja, genau“, bestätigte sein Vater. „Also, nicht gleich. Als erstes kommen wir nach Südtirol. Da sprechen die Menschen noch deutsch, aber dann.“

„Warum ist dann hier die Grenze?“

„Weil Italien ein anderes Land ist.“

„Wegen des Tunnels?“

„Nein, eigentlich nicht. Das hat sich geschichtlich so entwickelt.“

Victor hatte das Gefühl, sein Vater wusste auch nicht so recht, warum da ein neues Land war, er merkte sich das bloß daran, dass es dort eine rotweiße Schranke ohne Zug gab, aber er wollte nicht weiterbohren, um ihn nicht in Verlegenheit zu bringen.

Der österreichische Zollbeamte machte nur eine Handbewegung.

„Siehst du“, sagte sein Vater stolz, „wir brauchen wieder keinen Pass zu zeigen, wir sehen vertrauenswürdig aus.“

„Wir haben ja auch keine Elefanten dabei“, sagte Victor.

„Nein“, sagte sein Vater. „ Ach so, ich weiß, was du meinst. Aber das Wort Pass hat zwei Bedeutungen:

einmal ist es ein Reisedokument, und dann ist es eine Straße über einen Berg. Verstehst du?“

„Ich weiß nicht.“

„Macht nichts. Merk es dir einfach. – Siehst du: jetzt kommt der Tunnel, und dahinter liegt Italien.“

Der Tunnel war gar nicht besonders lang, und dahinter sah alles genauso aus wie vorher, auch der Himmel.

„Das wird schon noch“, sagte sein Vater, „wart es ab“, und er lächelte ihn so siegesgewiss an, dass Victor ihm mehr traute als seinen Augen. Sein Vater schien Victors Gedanken zu erraten, denn er sagte: „Wir müssen einfach daran glauben. Der Glaube versetzt Berge.“

Nachdem Victor geschlagene drei Stunden lang felsenfest geglaubt hatte, bei rasender Fahrt und gemächlich im Stau, verschwanden die Berge, die ihn immer noch ein bisschen an Rottach-Egern erinnert hatten, überraschend plötzlich, und die Sonne brach durch den Dunst. Victor lernte daraus, dass man nicht an etwas glaubt, sondern auf etwas hin.

„Das ist Verona“, sagte sein Vater.

Victor nickte nur, er hatte sich damit abgefunden, dass die Orte, die sein Vater nannte, nicht zu sehen waren.

„Hier haben Romeo und Julia gelebt. Von denen erzähle ich dir ein anderes Mal, erinnere mich daran! –

Stört dich mein Rauchen?“

„Nein.“

„Du musst es sagen. Wenn es dich stört, hör ich auf.“

Sie fuhren eine Weile durch flaches, grünes Land. Eigentlich war der Anblick langweilig, aber Victor mochte ihn lieber als die finsternen, hohen Berge. Außerdem durfte er noch nicht mit Hoffen aufhören, weil die Sonne ganz offensichtlich nach wie vor Hilfe brauchte.

„Du fährst sehr schnell, nicht?“, fragte Victor.

„Ja. Hast du Angst?“

„Nein. Mit dir nicht. Fährst du immer so schnell?“

„Nur wenn vor mir nicht so eine lahme Ente rumkriecht.“

Er bremst scharf ab.

„Sieh dir das an! Wozu muss der den Lastwagen überholen? Nachher am Berg überholt der Lastwagen wieder ihn. Aber worüber reg mich auf. Wichtig ist doch bloß, dass wir beide jetzt für eine Weile zusammen sind.“ Er hatte die Ente verscheucht und gab wieder Gas, dabei legte er seine rechte Hand liebevoll auf Victors linkes Knie. „Nicht wahr?“

Victor freute sich über die zärtliche Geste, aber er fand es auch nicht schlecht, dass sein Vater die Hand in der nächsten Kurve wieder zurücknahm ans Lenkrad. Es ging weiter durch die Ebene, keine Gelegenheiten für Lastwagen, Enten zu überholen.

„Mein Gott, es ist ja schon zwei!“, rief sein Vater plötzlich, „sicher hast du Hunger. Ich esse nie zwischendurch, darum hab ich das ganz vergessen.“

„Das macht mir nichts aus“, sagte Victor.

„Nein, nein, das geht nicht. An der nächsten Raststätte essen wir etwas. Die Autobahnraststätten sind

hier viel besser als in Deutschland.“

Da Victor die deutschen Autobahnraststätten nicht kannte, wusste er den Unterschied nicht zu schätzen, aber er mochte die Raststätte trotzdem. Sie war wie ein kleines Kaufhaus, in dem es alles gab: Spielzeug, Kleidung und natürlich Essen.

„Wir nehmen Spaghetti, dann wissen wir gleich, dass wir in Italien sind“, sagte sein Vater. Er zeigte mit dem Finger auf die Speisekarte: „Das da! Kannst du es lesen?“

„Spag-h-etti bolo-g-nese“, buchstabierte Victor.

„Sehr schön“, lobte sein Vater, „nur ist das Italienisch. Das H spricht man nicht mit, und es heißt bolonjese. Gn ist im Italienischen wie nj. Frag mich nicht, warum: es ist so. So, wie man im Deutschen es ce ha wie sch spricht. Und es bedeutet: das sind Spaghetti, wie die Leute in Bologna sie essen: mit Tomatensoße und Hackfleisch.“

„So essen wir sie auch immer“, sagte Victor.

„Aber die Leute in Bologna haben es erfunden, sie wohnen hier gleich um die Ecke. Komm, wir holen uns ihre Erfindung.“

Als sie mit ihren Tablettis wieder am Tisch saßen, sah Victor aufmerksam zu seinem Vater hin, er wollte nichts falsch machen. Sein Vater hatte eine kleine Flasche Rotwein neben seinem Teller stehen, neben Victors Teller stand ein Glas mit Cola.

„Sag Mammi nicht, dass ich Wein getrunken habe während der Fahrt. Oder sag ihr, was du willst. Wenn ich dich noch mal bitte, ihr irgendwas nicht zu sagen, erinere mich daran, dass ich das nicht von dir verlangen will.“

„Ich sage sowieso nichts“, sagte Victor. „Wir wollen alles so machen, wie du willst. Ganz egal, was Mammi denkt.“

Sein Vater lächelte und griff über den Tisch nach Victors Hand. „Wir haben keine Geheimnisse vor ihr. Sie kann alles erfahren. Aber manches will sie ja vielleicht gar nicht wissen. So, und jetzt essen wir. Was ist?“

„Das ist immer so kompliziert.“

„Ach wo. Sieh mal, du nimmst die Gabel, steckst sie da irgendwo rein und drehst. Dann ziehst du die Gabel raus, so ... jetzt rutschen ein paar runter, das macht nichts, und dann steckst du die Gabel in den Mund.“ Victors Vater hielt die Gabel weiter in der Luft. „Natürlich hängen dir drei, vier Spaghetti vor dem Kinn, die beißt du einfach ab, und sie fallen wieder in den Teller.“

„Darf man das?“, fragte Victor aufgeregt.

„Natürlich darf man das“, sagte sein Vater, aber seine Stimme klang so triumphierend, als ob es doch verboten sei. Er machte es auch gleich vor, und es sah viel lustiger aus, als wenn seine Mutter Spaghetti aß.

„Nimmst du Parmesankäse?“, fragte sein Vater.

„Ich weiß nicht.“

„Probier erst ein bisschen. Vielleicht schmeckt es dir nicht.“

Er gab Victor ein Löffelchen voll an die rechte Seite und schüttete sich vier Löffelladungen über den Teller. Victor mochte den Geschmack nicht, es schmeckte etwas ranzig, aber es war zu ertragen. Er nahm sich auch vier Löffel voll, stieß die Gabel mutig in den Schlangenhaufen, drehte sie zweimal herum und führte sie dann, so schnell es ging, zum Mund, ohne sich von den weggleitenden Nudeln entmutigen zu lassen.

Er schloss den Mund, biss energisch zu, ließ, was nicht bleiben wollte, zurückplumpsen in den Teller und fing an zu kauen.

„Na, bitte!“ Sein Vater strahlte. „Wie ein richtiger Italiener.“

Victor fasste Mut: „Warum durfte ich voriges Jahr nicht mit nach Afrika?“

„Mammi fand, du warst noch zu klein, und sie hatte vollkommen recht. Das wäre nichts für dich gewesen.“

Er rollte ein paar Spaghetti auf, es sah aus wie ein Zirkuskunststück: so leicht und so schwer. „Aber dafür sind wir ja jetzt zusammen.“

Er war der schönste Mann der Welt. Victor wusste allerdings, dass nur er das sah, als ob er durch eine Zauberbrille guckte. Die anderen sahen einen ziemlich klei-

nen Mann mit zu langen Haaren und zu kurzen Beinen, einem wangenschmalen Gesicht, das der Schnauzbart fast zu erdrücken drohte, aber den Augen gelang es doch, sich durchzusetzen, beileibe nicht durch ihre Größe, sondern durch einen Ausdruck, bei dem Nachdenklichkeit und Pffigkeit changierten wie die Farben auf dem moiré-seidenen Ausgeh-Blazer seiner Mutter. Nur, dass der Blazer seiner Mutter, streng genommen, grau war und die Augen seines Vaters von einem verblüffenden Türkis. Zusammen mit dem dichten, kastanienfarbenen Haar und dem überraschend kantigen Kinn war das kein Kopf, der sich leicht in der Menge verstecken konnte, selbst wenn er Farblosere nur bis zur Nase reichte.

Victor wollte ihm unbedingt gefallen: Er wollte so sein, dass er seinem Vater imponierte, und er wollte so sein, dass er seinem Vater nicht mühsam wurde: ein Kind! Wenn er das beides schaffte, dann würde ihn sein Vater vielleicht nach dem Urlaub bei sich behalten, und nur das war das große Ziel, auf das Victor hinarbeitete. Ob der Austragungsort seiner Darbietung eine der unsichtbaren italienischen Städte sein würde oder der deutlich sichtbare bayerische Regenwald, das war Victor gänzlich gleichgültig. Das einzige, was zählte, war, dass sein Vater auf der Rückfahrt sagen würde: „Weißt du was? Von jetzt an bleibst du bei mir.“

„Ich muss dir etwas beichten“, sagte sein Vater, „und wir werden es Mammi sowieso gestehen müssen: Wir fahren gar nicht ans Meer.“

„Nein? Wohin denn?“

„Also, ein paar Tage werden wir vielleicht anstandshalber doch ans Meer fahren müssen, aber erst mal

fahren wir nach Rom, das ist die Hauptstadt von Italien, und dann nach Florenz und dann nach Venedig.

Weißt du, Städte sind viel aufregender als diese blöden Strände, die sind furchtbar. Da wimmelt es von Menschen, sie krabbeln da so rum wie Ungeziefer, alle durcheinander. Im Schatten ist es kalt und dunkel, und in der Sonne ist es unerträglich heiß. Außerdem ist es gefährlich in der Sonne: Erst wird man Krebsrot, und später kriegt man Hautkrebs. Und der Sand erst! Du wirst ihn nicht mehr los. Er scheuert zwischen deinen Zehen in den Schuhen, in der Hose und in den Achselhöhlen hast du ihn, er juckt dir in den Haaren, er verstopft dir die Ohren, und er knirscht zwischen deinen Zähnen. Manchmal gibt es Quallen im Wasser, die sind glibbrig bunt, und wenn du mit ihnen in Berührung kommst, brennt die Stelle tagelang.“

„Von mir aus brauchen wir gar nicht ans Meer“, sagte Victor.

„Doch, doch, ich hab es Mammi versprochen. Außerdem musst du endlich schwimmen lernen. Ich darf dich erst zurückbringen zu ihr, wenn du schwimmen kannst.“

Victor schaufelte sich die letzten Spaghetti in den Mund und nahm sich vor, niemals in seinem Leben schwimmen zu lernen.

„Das ist Rom“, sagte sein Vater mit einer Stimme, als hätte er es erbaut. Es war inzwischen Abend und zum ersten Mal sah man wirklich Häuser, aber keine, auf die der Architekt besonders stolz sein konnte. „Das sind erst die Vorstädte“, be-

ruhigte er Victor, „die Stadt selbst ist ganz anders. Sieh mal, die vielen Pinien, das sind die Bäume, rechts und links, die so aussehen wie aufgespannte Regenschirme. Aber hier brauchen wir keine Regenschirme. Als ich dich am Morgen abgeholt habe, hast du da gedacht, dass du heute noch so einen blauen Himmel sehen würdest?“

Victor blieb stumm, weil sein Ja sicher enttäuschend für seinen Vater gewesen wäre. Dabei war doch klar, dass er mit seinem Vater in Italien einen viel blauerem Himmel haben würde als mit seiner Mutter in Rottach-Egern. Allerdings: ein solch leuchtendes Blau hatte Victor vielleicht wirklich nicht erwartet.

Die Sonne war hinter den Hügeln und Dächern untergegangen und hatte ein Licht hinterlassen wie in einer Zirkuskuppel: unwirklich und geheimnisvoll, bald würde es erlöschen, und die Scheinwerfer würden nur noch die Bühne anstrahlen.

Victor hielt den Kopf weit nach hinten gelehnt, so weit es ging. Seit Florenz, das immerhin aus fünf Schildern bestanden hatte, fuhren sie mit offenem Verdeck.

„Dieser Himmel“, sagte Victor, „das ist wie zu Hause.“

„Wie meinst du das?“, fragte sein Vater überrascht.

„Die Decke in unserem Zimmer ist genauso blau. Wenn ich im Bett liege, und ich kucke nach oben, das ist fast dasselbe.“

„Ach so“, sagte sein Vater und lächelte, „merkwürdige Farbe für eine Zimmerdecke. Was Mammi sich dabei wohl gedacht hat ...“

„Ich wollte das. Ich wollte auch eine Sonne, aber da haben die beiden anderen Nein gesagt.“

„Das kann ich verstehen. Aber nun sieh lieber wieder nach unten, da ist es nicht wie zu Hause. Das hier links ist das Colosseum. Das war früher die Arena, in der gekämpft wurde, so was wie ein Fußball-Stadion, bloß damals vor zweitausend Jahren gab es noch keine Fußballspiele.“

Victor sah auf den gewaltigen, runden Bau. Dass er angestrahlt wurde, machte ihn noch finsterer, und die vielen Löcher waren richtig unheimlich. Victor hätte seiner Schwester gewünscht, dort Handball spielen zu müssen. „Was wurde denn da gespielt?“, fragte er.

Victor erfuhr es nicht, denn sein Vater sagte: „Sieh mal, und das hier ist das Denkmal für Vittorio Emanuele.“ Das Denkmal gefiel Victor viel besser. Es war auch angestrahlt und auch riesig, aber nicht so gruselig wie das vorige, sondern wunderschön weiß, und es hatte viele, viele Treppen.

„Wer war das?“, fragte Victor.

„Vittorio Emanuele war der erste König von Italien – glaub ich.“

„Das muss aber alt sein!“, sagte Victor staunend.

„Nein, nein, das ist nicht so alt. Das war erst vor hundert Jahren.“

„Und wie haben die Italiener vorher gelebt?“, fragte Victor ungläubig.

Das schien sein Vater nicht genau zu wissen, denn er lenkte ab und sagte: „Das ist kompliziert. In Stadtstaaten und besetzten Gebieten ... Vittorio, das ist Victor auf Italienisch.“

Sie fuhren jetzt durch enge Straßen mit Häusern, die sehr alt aussahen und viel zu große Türen hatten. Während sich eben noch so viele Autos kreuz und quer geschlängelt hatten wie Fische in einem völlig überfüllten Aquarium, waren Victor und sein Vater jetzt plötzlich fast allein auf der Fahrbahn.

„Wieso ist hier kein Verkehr mehr?“, fragte Victor.

„Weil man hier nicht fahren darf“, erklärte sein Vater.

Das gefiel Victor.

„Aber wir dürfen“, ergänzte sein Vater. „Wir sind Ausländer, und wir wohnen hier.“

„Wir wohnen hier?“

„Ich kenne eine nette Frau, die hier wohnt, und bei der können wir übernachten.“

„Liebst du sie?“

Sein Vater sah etwas verwirrt zu ihm hin und dann wieder nach vorn. „Nein. Aber sag ihr das nicht.“

Die Frau wohnte im vierten Stock eines dieser alten Gebäude. Bei dem geringen Autoverkehr in diesem Viertel war es verblüffend, wie schwierig es gewesen war, einen Parkplatz zu finden, und als sie ausgestiegen waren, fand Victor auch nicht, dass das, wo sie den Wagen hingestellt hatten, als Parkplatz bezeichnet werden konnte.

Aber hier war eben alles anders: die Abendluft, die Farbe der Mauern, das gebogene Eingangstor, das wuchtige Treppenhaus und der lange Korridor in der Wohnung.

Die Frau rief: „Dio! Die Haare viel zu lang, der Bart viel zu breit. Das wird morgen sofort anders.“

„Was für eine stürmische Begrüßung“, sagte sein Vater. „Eine Ehefrau könnte nicht leidenschaftlicher sein!“

Sie lachten, umarmten und küssten sich, aber es sah doch ein bisschen verhalten aus, so als würden sie mit Gesten flüstern, statt loszujubeln, wie sie es gewollt hätten. Trotzdem fragte sie: „Ist das besser so?“, und sie war gleich sehr nett zu Victor, aber er hätte es doch ungerecht gegenüber seiner Mutter gefunden, sie zu mögen.

Sie war ziemlich hübsch, etwas rundlich, und sprach merkwürdig. Victor sah aber ein, dass er ihr das nicht übel nehmen konnte, denn sie lebte ja in einem anderen Land und hatte also anderes Geld und eine andere Sprache.

Sie packte Victor unter den Achseln und stellte ihn einfach auf den Tisch. Auf den Tisch! Mit den Füßen!

„Victor!“, sagte sie, „jetzt seh ich dich endlich!“

Vermutlich hätte sie ihn allein mit diesem Satz rumgekriegt. Dass sich jemand so glaubhaft auf ihn freute, das war Victor noch nie passiert. Und vorher schon: Sie war nicht geziert vor ihm in die Knie gegangen oder hatte sich huldvoll zu ihm heruntergebeugt – beides kannte Victor zur Genüge – sie hatte ihn auf ihre Höhe gebracht: sie konnte keine Feindin sein.

„Sie können mich Vittorio nennen“, sagte Victor, „so heiße ich auf Italienisch.“

Sie bestand auch die zweite Prüfung. Statt ihn geschmeichelt zu Herzen, trat sie einen Schritt zurück und sah ihn zweifelnd an.

„Vittorio ...“, sagte sie gedehnt. Es klang wie Musik. „Nein, das passt nicht zu dir. Du bist Victor.“

So, wie sie das aussprach, Vic-toorr, klang sein Name anders, gewichtiger. Trotzdem war Victor zuerst etwas enttäuscht: eine Silbe mehr wäre doch bedeutender gewesen. Aber dann musste Victor widerstrebend zugeben: dass sie aufrichtig zu ihm war, sprach mehr für sie, als wenn sie sein Angebot angenommen hätte.

„Und ich glaube, Victor, du willst jetzt ins Bett.“

Victor sah ihr in die Augen, er hatte noch nie so lebendige Augen gesehen, sie waren wie zwei kleine Tiere, die immer dasselbe taten.

„Ich seh es dir an, Victor, du willst nicht ins Bett, aber du bist furchtbar müde. Also ist es besser, du gehst doch ins Bett, und morgen früh bist du wieder frisch“, und damit hob sie Victor herunter vom Tisch. Frisch, dachte Victor, so was sagt man doch nur zu Essen.

„Habt ihr überhaupt schon etwas gegessen?“, fragte sie.

„Nein, heute Abend noch nicht“, sagte sein Vater, „willst du noch etwas?“

„Nein, danke“, sagte Victor, „ich hab keinen Hunger.“

Das stimmte nicht ganz, aber zumindest war seine Müdigkeit größer, und sein Durst erst!

„Aber das ist unmöglich“, sagte sie, „du musst doch essen!“ Sie sah Victor forschend an. „Also gut, ab morgen bekommst du dann wieder richtig zu essen. Aber etwas trinken wirst du doch wollen?“

„Ja, bitte“, sagte Victor.

Sie brachte eine Flasche mit einer gelben Flüssigkeit, und Victor stürzte gleich zwei Gläser hintereinander herunter.

„Du hast ihn ja verdursten lassen!“, sagte sie zu seinem Vater. „Kinder brauchen